

VON ORHAN ERDEM

Berlin, 15.08.2023, ein hochsommerlicher Dienstagmittag, die Temperatur übersteigt 30 Grad, die Hitze steckt fest in Berlin und krallt sich mir auf die Haut. Für die Recherche über Julius Kohsen gehe ich in das Archiv des Jüdischen Museums, hier steht die Luft nicht, sie ist leicht und der Raum klimatisiert. Das Archiv ist eine Kammer, ein geschützter Raum, ein fensterloses Gedächtnis. Ich trete ein und stelle mir eine Vergangenheit vor.

Der Sommer lag in Schichten auf dem Boden verteilt, ein herbstlicher Dienstagmittag brach am 22. 11. 1938 an, als Julius an seiner Schreibmaschine saß. Er wohnte mit seiner Frau Clara Kohsen (geb. Rubensohn) in der gemeinsamen Wohnung in der Kaiserallee 173 in Berlin-Wilmersdorf. Sie hatten in einem schönen Haus am Rande der Eilenriede in Hannover gewohnt und waren gerade nach Berlin gezogen. Hier hatte Julius als Verwalter des Grundbesitzes der Weinfirma M. Kempinski & Co. eine neue Stelle angetreten.

Julius schrieb an diesem Tag kein Gedicht, für das Dichten fehlte ihm – wie er später in seinem Memoire „Lebenserinnerungen von Julius Israel Kohsen“ aus dem Jahr 1941 schreiben wird – die Einsamkeit. Gedichte hatte er in Zuständen der Einsamkeit geschrieben. Dieses Gefühl fehlte ihm seit der Eheschließung 1894.

Er schrieb, was er schreiben musste: „Es ist eine nur unwesentliche Unterscheidung zu Kohen.“ Ein kleiner Satz in einer Erklärung, adressiert an den Regierungspräsidenten zu Hannover. Der Regierungspräsident zu Han-



Julius Kohsen

nover hatte das Polizeipräsidium Hannover, das den Erlass des preußischen Justizministers vom 30. 12. 1924 zur Namensänderung von Julius Jacob Kohen zu Julius Jacob Kohsen vollzogen hatte, im November 1938 beauftragt, jenen Erlass zu widerrufen. Er hatte eine vierzehntägige Frist, er bezog Stellung zu dem Widerruf.

Es wäre nur eine unwesentliche Änderung des Namens zu Kohen, schreibt Julius also an den Regierungspräsidenten. Der Name werde eh so oft falsch geschrieben, „Cohn“ oder „Kohn“. Und fast immer falsch gesprochen.

Aus mir schleicht sich ein leichtes Lächeln, wenn einem der Name schon deformiert wird, wieso dann nicht gleich von einem selbst, denn bald blieb es nicht nur der Name, der ihm genommen wurde. Vor mir liegen Kohsens Aufzeichnungen, das Haus- und Gästebuch, die Haus-Chronik, Briefe und Dokumente. In einem Eintrag aus dem Jahr 1937 schreibt Julius, „was man schreibt, das bleibt“, so als hätte diese Haltung zur Sprache auch die Feder der Stellungnahme mitgeführt. Sein Name sollte bleiben.

Ich denke, dass Namen einem oft entzogen werden, Namen nicht-deutscher Herkunft werden entfremdet, sie werden durch andere verformt. Ich buchstabiere meinen Nachnamen ständig langsam, wiederhole mich, wenn er nicht von meiner Hand geschrieben wird. Ich buchstabiere ihn mit nationalsozialistischer Prägung und sage nicht „D wie David.“ Danach sehe ich dennoch meinen falsch geschriebenen Nachnamen.

Julius ist 72 Jahre alt, zu alt, um sich wieder an einen anderen Namen, an seinen „alten Namen“, zu gewöhnen. Er fährt fort, sein Sohn Walter sei der Chef der Weinfirma, und es sei ihm „unzuträglich, einen anderen Namen als mein Sohn und Chef der Firma zu führen“. Das Insistieren bekommt fast etwas Förmliches, es klingt, als bräuchte er die Ordnung, als wackele sogar die Firma, wenn sich die Namen nicht gleichen.

Der Name Walter Ludwig Kohen wurde bereits 1914 zu Walter Ludwig Kohsen geändert, ein kleiner chirurgischer Eingriff, da war Walter 19 Jahre alt. Noch im Jahr 1941, als Julius an seinem Memoire schrieb und sein Sohn schon tot ist, ist er überzeugt, dass „nur sein neuer Name mit der

# „Was man schreibt, das bleibt“

**GEDENKEN** „Stolpertexte“ sollen an das Leben jüdischer Menschen im Nationalsozialismus erinnern. Wie dieser Text über Julius Kohsen, der mit seiner Familie lange Zeit in Aschersleben gelebt hat.



Stolperstein für Julius Kohsen vor dem Gymnasium Andreanum in Hildesheim. Auch in Aschersleben, in der Herrenbreite 9, dem ehemaligen Wohnhaus der Familie, wurde für ihn ein Stolperstein verlegt. FOTOS: LEO BAECK INSTITUT NEW YORK

Zugehörigkeit zur Christlichen Religion, ihn in den 4 Jahren befördert und behütet hat.“ Ich lese in der Haus-Chronik, dass Walter 1933 Suizid in Paris begangen hat, schon früh Deutschland verließ, als Gerüchte umgingen, jüdischen Personen würden ihre Pässe entzogen.

Kohen ist ein jüdischer Familienname, er variiert in der Schreibweise. Die Träger dieses Namens sind Nachkommen einer jüdischen Priesterklasse. Nach seiner Bar Mitzwa wurde Julius „vollgültiges Mitglied“ der Gemeinde. Der Familie Kohen kam qua Namen die Würde zu, an Jom Kippur, dem Versöhnungsfest und heiligsten jüdischen Feiertag, die Versammelten in der Gemeinde zu segnen. Julius hielt sich und „die Jungen, die wer weiß was für Streiche auf dem Kerbholz hatten [...] für unwürdig, unlogisch, ja frevelhaft“ in der Ausübung dieser religiösen Verpflichtungen. „Von dem Tag an“, wird er schreiben, „wandte ich mich bewusst von dieser Art Religion ab, machte das Nötige aus Rücksicht auf meine Familie automatisch mit und hielt mich an Goethe: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

War seine Aversion auf „diese Art von Judentum“ beschränkt? Hätte Julius ein „eigenes Judentum“, eine eigene Beziehung zu der Religion lieber gemocht? Richtete sich die Ablehnung gegen eine jüdische Gemeindestruktur oder gegen einzelne Personen? War es die „tote Sprache“ oder seine Vorliebe zur deutschen Sprache, die ihn Abstand nehmen ließ? Hatte das Schächten, das er während der Pausen des Religionsunterrichts beobachtete, einen inneren Graben zu seinem Glauben geschaffen?

Julius Kohsen trat am 29. 12. 1903 aus der jüdischen Gemeinde Aschersleben aus. Seine „religiösen Bedenken“ wurden anerkannt. Den „letzten Schritt“ ging er am 30. 12. 1924: Er zahlte 500 Reichsmark an das preußische Justizministerium Hannover. Er änderte seinen Namen: Kohsen stand jetzt also in den Papieren.

Auf den Widerruf des Polizeipräsidenten antwortet er mit der Ge-

## Gegen das Vergessen

### Der hier abgedruckte Text

entstammt der Reihe „Stolpertexte“ des Leo Baeck Instituts New York/Berlin. Unter diesem Titel haben deutschsprachige Autoren literarische Texte über Schicksale von Juden im Nationalsozialismus geschrieben, deren Lebenszeugnisse das Leo Baeck Institut seit 1955 sammelt und zugänglich macht.

### Die Texte sollen,

ähnlich der Stolpersteine in Städten, an Menschen erinnern, die heute ganz oder fast vergessen sind. Im Herbst erscheint ein Buch mit den Geschichten aller 30 zumeist jungen Autoren unter dem Titel „Stolpertexte, Literatur gegen das Vergessen“ (Hentrich und Hentrich, 164 Seiten, 19 Euro).

### Der Autor Orhan Erdem,

geboren 1989, studiert Literarisches Schreiben am Literaturinstitut in Leipzig und Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Er lebt in Berlin. **MZ**

schichte seines Sohnes: „Ich darf vielleicht geltend machen, dass mein Sohn [...] 1914 als Kriegsfreiwilliger eingetreten ist, 5mal verwundet wurde, war zuletzt Fliegeroffizier, und Inhaber des E.K. [Eisernen Kreuzes] sowie der hanseatischen Verdienst-Medaille.“ Mir scheint, seine Sprache bricht hier, ist fast hilflos, bittend nach Kräften suchend. Sein Sohn starb unter dem Namen Kohsen. „Ich würde es sehr dankbar empfinden, wenn ich unter dem von ihm zu Ehren gebrachten Namen an seinem Grabe stehen und sterben könnte“, schließt Julius seine Stellungnahme ab.

Es war ein einzelner Buchstabe, der ein ganz anderes Leben vorbe-

ziehen lässt, denke ich. Ein einzelner Buchstabe, an dem er sich festzuhalten versucht – bis zu seinem Suizid am 29. 8. 1942. Der Name, das war so wichtig, sollte festgeschrieben werden, sollte bleiben. Sollte mit dem Namen die Verbindung zu dem gemeinsamen Sohn Walter bestehen bleiben? War es die Sorge vor einem Überfall, als er zwei Wochen nach den sogenannten Novemberpogromen um eine Abwendung des Widerrufs gebeten hatte? In der Haus-Chronik schrieb er, „welches Los blüht (!) Denen, die wegen Alters bleiben müssen?“ Oder war es der Austritt aus dem jüdischen Glauben, den Julius in eine ewige Zukunft hineinschreiben wollte? Sein Memoire wiederum ist betitelt mit dem aufgezwungenen Zweitnamen „Israel“ und dem selbst gewählten Namen „Kohsen“ – ein Leerzeichen wie der Äquator, der diese beiden Pole trennt.

Auf dem Tisch liegen die Dokumente wie Herbstblätter. Heiratsurkunden, Staatsbürgerschaften, amtlicher Schriftverkehr, Gedichte, die Tagebücher von Walter und seiner Frau Hetty. Eine verchromte Schreibtischlampe (mit verstellbarem Schirm) hilft mir, einige Einträge aus der Haus-Chronik und dem Tagebuch in Kurrentschrift zu lesen – vieles bleibt ungelesen, unverstanden.

Vielleicht, liebe Leserin und lieber Leser, geht es Ihnen so wie mir, und auch Sie schälen sich ein wenig Zeit aus der Zukunft, um die Vergangenheit zu beleuchten. Vielleicht schießen Ihnen erst bei wiederholtem Blick auf das Datum der Stellungnahme Bilder in den Kopf, die wir von den Pogromen in den Novembertagen 1938 gesehen haben. Und vielleicht schieben auch Sie die Stellungnahme von Julius für einen kurzen Moment beiseite, um sich der Pogrome zu erinnern. Sie hören vielleicht Stimmen, sehen zerbrochene Ladenscheiben, zerstörte Synagogen, sehen willkürlich inhaftierte jüdische Menschen. Vielleicht kleben auch Sie zu nah an den Worten, um zu sehen, auf welchem Grund das Papier liegt, auf dem geschrieben wurde.